

Im Theater des Lebens heisst die Hauptrolle ICH : oder : schwach ist die Kraft der Solidarität, aber geschmeidig

Autor(en): **Strahm Bernet, Silvia**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **75 (1997)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-341344>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Im Theater des Lebens heisst die Hauptrolle ICH

Oder: schwach ist die Kraft der Solidarität, aber geschmeidig

Wir sind schreckliche Leute, wenn es stimmt, was man allenthalben über uns schreibt.

Wir, das sind die BürgerInnen westlicher Demokratien, die im freiheitsgesättigten, luftigen Klima der Moderne zu etwas mutierten, das man «Ichlinge» nennt. Bereits Kurt Tucholsky hat es böse zugespitzt so formuliert: «Wir besetzen das Theater des Lebens so. Hauptrolle: ICH – Dann eine ganze Weile gar nichts. Dann eine unübersehbare Statisterie: die anderen.»

Silvia Strahm Bernet

Nein, schön klingt das nicht. Aber sind wir denn so? Und, wenn wir so sind, ist das um so viel schlechter als alles, was vorher war: feste Einbindungen in Traditionen, Verantwortungen, Gemeinschaften, Konfessionen, Familie usw.? Laut ist die Kritik am siegreichen Individualismus, der als Grund allen Übels gilt und in dessen Gefolge man sowohl wachsende Indifferenz als auch Entsolidarisierung zu entdecken glaubt; leise erst vernehmbar ist die Mahnung, wir hätten doch in diesem Jahrhundert, wie in kaum einem zuvor, zu lernen gehabt, welches Grauen gerade dem WIR innewohnen kann.

So einfach ist dies alles demnach nicht. Ebensovienig wie Individualismus zwangsläufig zum Gegenspieler von Solidarität werden muss und identisch ist mit «die andern sind mir wurscht, vor allem wenn sie anstrengend sind und etwas kosten»,

ebensovienig sind Gemeinschaftswerte, Gemeisinn und Solidarität(en) zum vorneherein unverdächtig und moralisch über jeglichen Zweifel erhaben. Mit der Tatsache, dass die Stärke überkommener sozialer Bindungen abnimmt, ist über ihren Wert noch nichts ausgesagt. Sie nun beinahe unbesehen als verlorenes warmes Nest zu idealisieren, sollte uns jene Nüchternheit verbieten, die wir uns mit guten Gründen im Umgang mit Idealen inzwischen hätten aneignen können. Genaues Hinsehen, Unbestechlichkeit, wenn das denn gelingt, auch Neugier auf Neues, das nicht immer zuallererst den Spiessrutenlauf durch die Verluste antreten muss – all dies könnte vielleicht fruchtbarer sein in einem Klima der ermatteten Hoffnung, unsere Lebens-Welt(en) könnten in den ruhigen Hafen des Glücks einfahren wie Schiffe, die im Sturm bestanden.

Angst und Erschrecken

Individualismus und Entsolidarisierung sind sozusagen die Schlechtwetterprognosen der Moderne. Vielen Menschen, schreibt der Soziologe Ulrich Beck, begegnet die Moderne heute nicht mehr unter den Vorzeichen Erleichterung und Aufbruch, sondern unter den Vorzeichen Angst und Erschrecken. Die Gründe dafür sind nachvollziehbar. Die bekannte Welt scheint sich im Zeitraffer zu verändern, wer nicht mithält, sieht sich nicht einfach zurückbleiben, sondern fürchtet, aus allen Rechnungen gestrichen zu wer-

den. Die Moderne ist satt, sie frisst ihre Kinder nicht, sie spuckt sie aus. Zu dieser Grimasse hat sich vielen ihr einst strahlend schönes Gesicht verzerrt. Der Diagnosen gibt es viele – sie reichen vom Killer-Kapitalismus über die Globalisierung oder die All-Macht der Finanzmärkte bis hin zum Einzugsgebiet eigener Schuld, dem Egoismus, der Indifferenz, der Entsolidarisierung und dem Schlimmsten von allen, dem *Individualismus*, der scheinbar hinter allem und jedem seine düstere Dynamik verbreitet. Gegen den scheint kein Kraut gewachsen, er sitzt zu tief. Dass er eine Art Krankheit ist, scheint ausgemacht, auch, dass man ihn nicht kurieren kann. Er ist die Luft, die wir atmen – die einen erfrischt sie, die andern macht sie krank, weil seine Freiheit zu einem Käfig wird, aus dem es kein Entrinnen gibt.

Würden wir allein den lautesten «DiagnostikerInnen» der Moderne trauen, dann gäbe es uns nur noch so: bindingslos, unsolidarisch, an keinen gemeinsamen Werten orientiert, ohne Anteilnahme am Schicksal anderer, allein dem Eigennutz verpflichtet, versessen auf Karriere, Geld und FUN. Die Welt wäre uns gleichgültig, weil sie sich sowieso nicht verbessern liesse; wir wären politikmüde, denkfaul, jeglicher Metaphysik abhold; unser liebster Platz wäre der vor dem Fernseher, kämpfen würden wir immer weniger, ausser gegen die Langeweile. Das ist keine Analyse, das ist eine Klage. Für eine Analyse braucht es ein paar Überlegungen mehr.

Individualismus – der Feind der Solidarität?

Ist es überhaupt richtig, dass die Kraft und die Fähigkeit zur Solidarität rapide schwindet? Und ist, wenn diese Kraft tatsächlich schwindet, der Individualismus Schuld daran? Und, um es noch etwas zu verkomplizieren: Ist denn Solidarität in jedem Fall eine gute Sache?

Dazu ein paar Bemerkungen:

1. Einander Helfen, Teilen von Geld und Verantwortlichkeiten, Engagement für übergeordnete Interessen und Ziele, all dies ist nicht einfach identisch mit Solidarität. Ein wesentliches Element von Solidarität ist die Verbundenheit mit jenen, die in einer *ähnlichen sozialen* Lage sind, deren Interesse- und Ziellage als gleich empfunden wird. Solidarität ist aber auch Verbundenheit *wegen* Differenz, denn sie wird in der Regel von denen gefordert, denen es, bei ansonsten gleicher Interessenlage, im Augenblick besser geht. Solidarität ist so gesehen einseitiger Beistand. Sie war und ist aber immer etwas Gewähltes, also etwas Freies und sie ist zugleich etwas *Ausgewähltes*, denn der Solidaritätsanforderungen gibt es unendlich viele. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, mit allen solidarisch zu sein, die der Solidarität bedürfen – aber alle können in irgendeiner Weise solidarisch sein. Im Zuge der Ausdifferenzierung der Gesellschaft und ihrer Segmentierung in unterschiedlichste Milieus haben sich auch die Ziel- und Interessenlagen ausdifferenziert. Solidarität hat in diesem Kontext nicht abgenommen, sondern sie hat sich verwandelt. Abgenommen hat die durch «physische Gewalt, ökonomische Notwendigkeit und fraglos verinnerlichte moralische Zwänge gewährleistete Stärke sozialer Beziehungen; zugenommen hat deren Freiheitsgrad.»¹ Solidarität hat zugenommen, was ihre Reichweite (Anzahl der daran beteiligten Personen), aber auch was ihre Zahl selbst, betrifft. Dass dadurch die einzelnen eingegangenen Solidaritäten relativ schwach zum Ausdruck kommen, scheint plausibel. In dem Masse als Solidarität eine *frei gewählte* soziale Beziehung ist, ist sie instabil und veränderlich. Jahrhundertlang geteilte Überzeugungen, etwa konfessioneller Art, können ihre solidaritätsstiftende Kraft

¹ Karl Otto Hondrich, Claudia Koch-Arzberger: Solidarität in der modernen Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1994, S. 21

Ist Solidarität in jedem Fall eine gute Sache?

Solidarität und Individualismus sind keine Feinde.

verlieren, während neue Überzeugungen universalistischer Art, wie etwa die Menschenrechte, umfassende Solidarisierungen herausfordern.

2. Dass Solidarität wesentlich Verbundenheit, gemeinsame Interesselage und Werthaltungen, oft auch gemeinsame Gegner, beinhaltet, sagt noch nichts über ihren Inhalt aus; nicht nur die Dritte-Welt-Gruppe oder die Frauenorganisation ist eine Solidargemeinschaft, sondern auch der Ku Klux Klan. Solidarität und mit ihr Verbundenheit ist kein Wert an sich – das Wozu ist entscheidend.

3. Individualismus und Solidarität sind keine Feinde, müssen es zumindest nicht sein. Sehr oft werden Individualismus und Egoismus gleichgesetzt und die daraus resultierende Haltung als Entsolidarisierung interpretiert. Dagegen ist folgendes einzuwenden: Erstens ist die Freiheit zur Wahl von Selbstdefinitionen, Handlungsoptionen und Lebensstilen, genannt Individualismus, nicht identisch mit Egoismus, und zweitens hebt Eingebundenheit in Solidargemeinschaften Egoismus nicht auf. Es ist vielmehr gerade der westliche Individualismus, der das Bewusstsein dafür geschaffen hat, dass jedes einzelne Individuum einen Wert an sich darstellt und daher Anspruch auf Hilfe von Staat und Gesellschaft hat, auch wenn es niemandem von Nutzen ist. Er ist die Voraussetzung für ein Handeln, das nicht nur partikuläre Ansprüche der «eigenen Leute» (etwa der Familie, Sippe oder Gruppierung) befriedigt, sondern allen zugutekommt. «Die grösste Gefahr für den sozialen Zusammenhalt geht nicht vom Individualismus aus», meint Stephen Holmes, «sondern von kollektiven Leidenschaften, ideologischen Konflikten und ererbten Rivalitäten zwischen sich bekämpfenden Gruppierungen. Wo Zwietracht zwischen verschiedenen Gruppierungen herrscht, ist Solidarität eher ein Problem als eine Lösung.»² Es

gibt, schreibt Ulrich Beck, auch eine Art «altruistischen Individualismus», denn, was «sich auszuschliessen scheint – an sich selber zu denken und für andere da zu sein –, entpuppt sich als ein innerer, inhaltlicher Zusammenhang. *Wer für sich lebt, muss sozial leben.*»³

4. Solidarität vermag nicht alles. Sie gelingt am ehesten mit jenen, die uns nahe und ähnlich sind – so will es ja auch ihre Definition. Sie gelangt aber oft am schwersten dorthin, wo sie am nötigsten wäre. Was im Inneren von Gesellschaften noch am ehesten funktioniert und in der Kleinstform der Selbsthilfegruppen Hochkonjunktur hat, wird bereits schwieriger, wenn Verbundenheit mit Menschen gefordert ist, die als Fremde wahrgenommen werden, und gar Anforderungen entstehen, die den nationalstaatlichen Kontext verlassen und an internationale Solidarität appellieren.

Solidarität ist aber alles in allem eine der Moderne angepasste Form sozialer Bindungen, mit einem hohen Grad an Freiwilligkeit, Spontaneität, aber auch Aktualität. Ihre wichtigste Aufgaben sind: «auf unvorhergesehene Probleme zu reagieren und spontan und selbststeuernd erste Hilfe zu leisten ... Es ist gerade die Vielfältigkeit und Wechselhaftigkeit der Probleme in der modernen Welt, auf die Solidarität als moderne, flexible Reglungskraft eine Antwort weiss. Sie bindet die Menschen nicht auf Gedeih und Verderben aneinander und an ein bestimmtes Problem ... Lösen kann Solidarität die grossen Probleme, insbesondere das der Ungleichheit, nicht ... Oft ist sie nur Vorreiter oder Hilfskraft für die stärkeren Bindungen der Liebe, der Macht, des Vertrags ... Diejenigen, die starke Bindungen und klare

² Zitiert nach: Richard Herzinger: In der Gemeinschaftsfalle. Ohne Individualismus keine Verantwortung, in: Die Zeit Nr.15, April 1997.

³ Ulrich Beck (Hrsg.): Kinder der Freiheit, Frankfurt a.M. 1997, S. 19.

Problemlösungen als Ideal vor Augen haben, mögen enttäuscht sein. Aber die grossen und klaren Problemlösungen haben, wo es sie denn gibt, grosse und unklare Folgeprobleme ... So ist es vielleicht besser, mit Problemen zu leben, statt sie zu lösen. Auch in dieser Hinsicht ist Solidarität, die das erstere erleichtert, das letztere nicht schafft, als schwache und geschmeidige soziale Kraft zugleich die modernste.»⁴

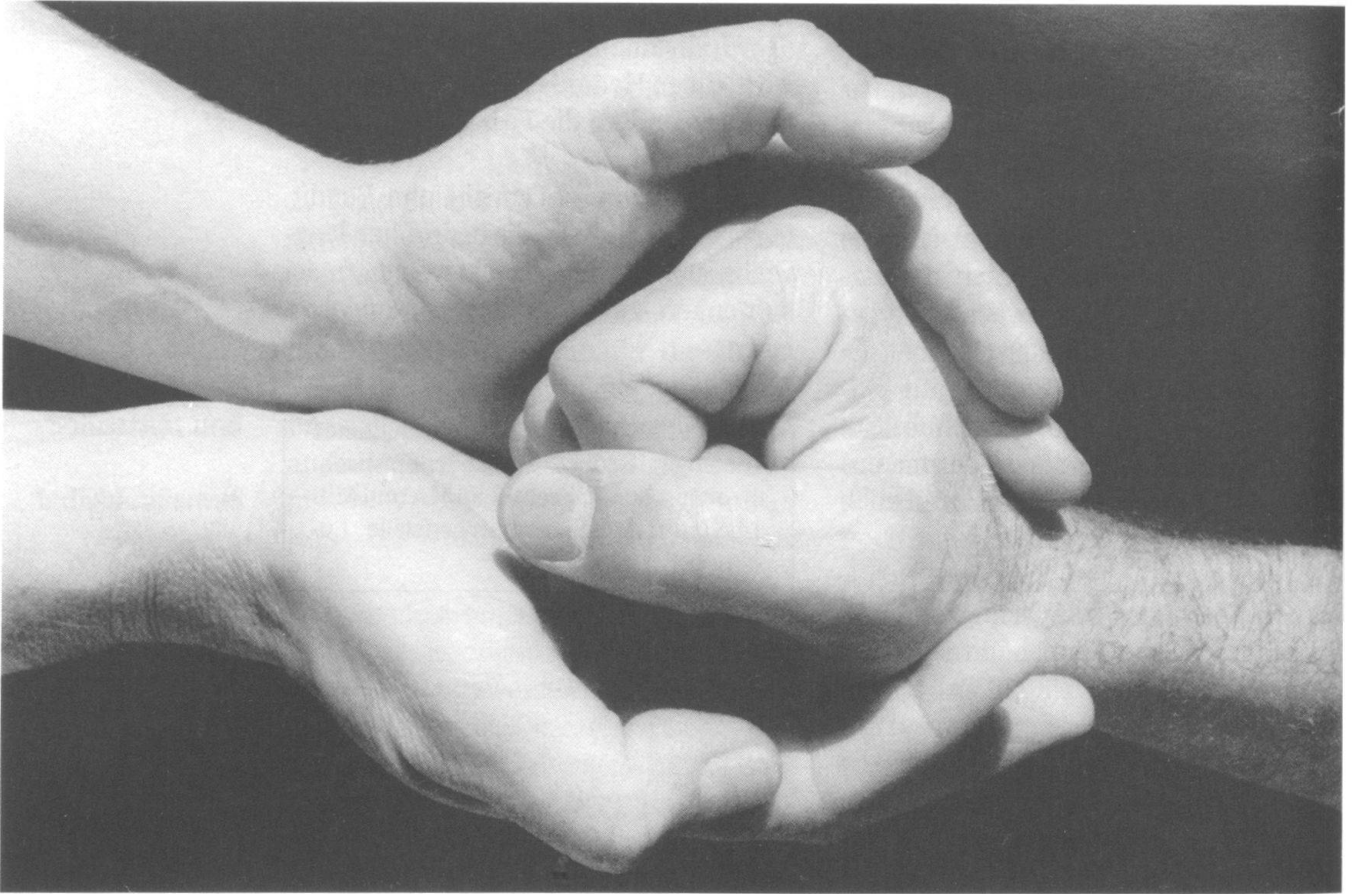
Mit Problemen leben, aber gemeinsam, in frei gewählten Verbindungen – um uns dies zu erleichtern, braucht es wohl auch

einen Schuss jenes Hedonismus, den man dem Individualismus immer wieder vorwirft. Einen Hedonismus, der nicht Egoismus ist, sondern die Faszination des Zuviel meint.

Wir leben, schreibt Daniel Cohn-Bendit, in einer Gesellschaft, die bedrohlich langweilig ist, weil wir uns nicht trauen, zuviel zu denken, zuviel zu machen, zuviel zu leben.

Silvia Strahm Bernet ist freischaffende Theologin, Redaktorin der feministisch-theologischen Zeitschrift FAMA und Mitarbeiterin der Frauenkirchenstelle Luzern.

⁴ Hondrich, Koch-Arzberger, a.a.O., S. 119f.



Photos: Lisa Schaublin

